

# Ad majora natus sum

ein Bericht aus dem Aloisiuskolleg , Bad Godesberg  
der Jahre 1953 und 1954  
von Robert Knickenberg

*„Nichts bleibt ohne Folgen, Mutter, darin hattest du recht.“  
„Da konnte ich diesen aus Angst geborenen Glauben loslassen;  
richtiger, er stieß mich ab.“*

*Christa Wolf, „Medea Stimmen“*

## Vorwort

Es kann sein, daß dem einen oder anderen Leser, insbesondere den jungen Lesern, manches in dem folgenden Bericht ein wenig grotesk oder gar monströs vorkommt - eine Ausgeburt meiner Phantasie. Es ehrt mich, wenn sie oder er mir soviel Phantasie zutrauen. Aber ich muß sie enttäuschen. Alles hat sich genau so zugetragen, wie ich es hier aufgeschrieben habe.

Ich habe auch in den Details nichts verändert oder hinzugefügt, um die Sache ein wenig runder, glatter, glaubwürdiger zu machen. Hingegen habe ich sehr vieles weggelassen und eine Auswahl getroffen, um den Leser nicht zu langweilen oder zu überfordern.

Sollte der Leser jedoch den Eindruck haben, daß ich den in diesem Bericht geschilderten Ereignissen heute skeptisch gegenüber stehe, so ist dieser Eindruck nicht nur gewollt, sondern wohl unvermeidlich.

## Ad majora natus sum

( Ich bin zu etwas Höherem geboren.)

Das Unheil nahm seinen Lauf bereits bei der Aufnahmeprüfung. Wir wurden nicht nur in unseren Fertigkeiten des Rechnens, Schreibens und Lesens examiniert - „nicht allein im Rechnen, Schreiben, Lesen übt sich ein vernünftig Wesen“ (W.Busch) - sondern auch unsere religiöse und soziale Reife stand zur Beurteilung an.

Beim Mittagessen passierte es. Zu irgendeinem zusammengekochten Kohl gab es eine Wurst, deren widerwärtige Fettigkeit ihr bereits anzusehen war. Aber es half nichts. „Aufessen“ war zu der Zeit die wichtigste Tischsitte. So stach ich mit verzweifelter Ergebung in die Wurst. Die entlud wie eine angestochene Ölblase ihren fettigen Überdruck nicht nur auf den Teller, sondern weit über den Tellerrand hinaus auf meine Festtagskleidung, die meine Mutter mir anlässlich der Erstteilnahme an einem anderen Essen, dem sogenannten heiligen Abendmahl, gekauft hatte.

Das erregte - Schadenfreude ist bekanntlich die reinste Freude - Heiterkeit nicht nur bei meinen Mitprüflingen, sondern auch bei den „Präfekten“ genannten Patres, die unser Mittagmahl, oder genauer, uns bei unserem Mittagmahl beobachteten. So lernte ich beizeiten, daß auf Hilfe, Verständnis oder gar Mitleid nicht zu hoffen war, von niemandem. Ich war also gewarnt.

Trotz der fettig auf meiner Kleidung abgebildeten Speisekarte bestand ich die Aufnahmeprüfung im Aloisiuskolleg zu Bad Godesberg, einer Jesuiten-Schule mit angeschlossenem Internat.

An einem Sonntag im April des Jahres 1953 war es dann soweit. Ich wurde von meiner Mutter ins Internat gebracht. Schon der erste Eindruck entpuppte sich als bewußte Täuschung. Die Speisesäle, die unter den Schlafsälen lagen, standen offen, so daß die Eltern einen Blick hinein werfen konnten. Auf den Tischen standen köstliche Schinkenplatten mit ganz magerem Schinken.

Beim Abendessen stellte sich jedoch heraus, daß der Schinken recht fett war und nur so *gelegt*, daß die Fettschicht unter die magere Schicht der darüber drapierten Scheibe zu liegen kam. Außerdem gab es dieses Essen immer nur, wenn Eltern im Hause anwesend waren. Das war am Vortage des Schulbeginns nach Ferien und zu den äußerst seltenen Besuchstagen der Fall. In manchen Jahren gab es nur einen einzigen Besuchstag - in der langen Periode zwischen Weihnachten und Ostern.

Im Schlafsaal erwartete uns die zweite Dekoration. Im großen Vorzeigeschlafsaal der Sextaner waren die 30 Betten, drei Reihen à je zehn Betten, einheitlich mit leuchten roten Steppdecken ausgestattet. Zusammen mit den weißen Kopfkissen und dem weißen Umschlag des oberen Bettuchs ergab dies ein außerordentlich properes Bild - wie die Messdienerschar bei einem

feierlichen Festgottesdienst. Der praktische Nutzen, einen nachts zu wärmen, war weit geringer. Die Decken waren schwer und klobig, man konnte sich nicht darin einwickeln und wenn man Pech hatte, rutschten sie während des Schlafes auf den Boden. Eigene Decken oder zusätzliche Plumeaus waren nicht gestattet, um den militärisch-schönen Eindruck nicht zu trüben. Der Schlafsaal war so groß, daß er an drei Seiten Fenster hatte, die nicht sehr dicht schlossen. Es zog, und bei entsprechenden Außentemperaturen - der Schlafsaal wurde nicht geheizt - war es empfindlich kalt.

Meine Mutter räumte meine wenigen Kleider in Spind und Nachtschränkchen, dann war der Augenblick des Abschieds gekommen. Sie stand da auf dem grauen unteren Schulhof, der an drei Seiten von dem grauen, hohen, häßlichen Schulgebäude umfaßt war, in ihrem strengen, grauen Kostüm, korrekter Bluse, blauem Sommerhut, der Blick wie immer abwesend und abweisend. Sie genierte sich, daß ich einen Kuß, eine Umarmung zum Abschied einforderte; sie tröstete mich nicht, ermahnte mich statt dessen zu Wohlverhalten, drehte sich um und ging die Auffahrt zum Schulgelände hinab. Die war sehr lang. Sie drehte sich noch ein paarmal um. Aber nicht, um mir zärtlich ein letztes Adieu zuzuwinken, sondern um mir gestisch zu bedeuten, ich solle jetzt gehen, ab ins Internat, wo ich ab jetzt hingehöre. Die Situation war ihr unangenehm, lästig. Und überhaupt, schließlich geschah das alles ja zu meinem Besten, einer streng religiösen, katholischen Erziehung.

Bis zur beginnenden Pubertät war es ab diesem Augenblick so, daß die Welt hinter einem Tränenvorhang verschwand. Ich war durch diesen Vorhang davor geschützt, die Realität wahrzunehmen, optisch und akustisch. Hier die eigene innere Welt, abgetrennt wie durch eine Fensterscheibe, auf die starker Regen prasselt, dort die fremde bedrohliche, neue Außenwelt.

Dieser Zustand hielt für zwei bis drei Tage an, war aber natürlich weder in meiner Eigenwahrnehmung, noch in der Wahrnehmung meiner Mitschüler, von denen es einigen genauso ging, noch in der der Patres haltbar. Immerhin war deren Haß zu der Zeit noch nicht soweit aufgebaut, daß man für diesen Zustand bestraft wurde. Hänseleien als „Muttersöhnchen“ wurden erst üblich, als sich der Wechsel von Ferien und Schulbeginn mit diesen Symptomen ein paarmal wiederholt hatte.

Nach zwei bis drei Tagen machte dieser Zustand tiefer Trauer einem merkwürdigen Zustand der Fühllosigkeit Platz. Keine

Trauer, aber auch keine Freude mehr, wohl aber Angst. Gleichsam ein Ertauben der normalen Gefühle. Sowie sich Arme oder Beine anfühlen, wenn sie einem „eingeschlafen“ sind, so fühlte sich das Gemüt an. Auch das war ein Schutz vor der neuen, unabwendbaren, unveränderbaren Realität.

Gefühle waren in dieser neuen Welt ausschließlich für Gott, seine Mutter, die ihn bemerkenswerterweise ohne einen vorhergehenden Liebesakt geboren haben sollte, - damals wußten wir noch garnicht, was das hieß - und seine eifrigsten Verehrer, die sogenannten Heiligen, reserviert, die Engel, insbesondere die „Schutzengel“, nicht zu vergessen.

Hier waren starke Gefühle der Liebe und Verehrung sogar Pflicht. Nur, wie zwingt man sich zur Liebe? Noch dazu zu jemandem, der einem Angst und Schrecken einjagt? Zu Wesen, die man noch nie gesehen, gehört, gefühlt, gerochen, geschmeckt hatte? Das heißt, geschmeckt schon, denn die Verpflichtung, den Gott möglichst intensiv zu lieben, sah vor, ihn möglichst oft zu essen. Er klebte am Gaumen, war pappig, schmeckte nach nichts und machte nicht satt, emotional schon garnicht.

Gefühle untereinander waren höchst suspekt, bargen sie doch die Gefahr eines homoerotischen Kerns in sich. Überhaupt die Sexualität! Das Ausmerzen jeder sexuellen Regung war das zentrale Anliegen der Erziehung und das alles überragende Thema, vom ersten bis zum letzten Tag meiner Internatszeit. Es herrschte eine sehr stark sexualisierte Atmosphäre - ex negativo, versteht sich.

Das nahm zum Teil wahnhafte Züge an. Es war uns befohlen, im Bett die Hände immer über der Bettdecke zu haben. Wer zum wiederholten Male mit Händen in den Hosentaschen erwischt wurde, dem wurden die Hosentaschen zugenäht. Der Supergau war es, bei der „Selbstbefleckung“ erwischt zu werden, das zog unverzüglich die geräuschvolle Relegation aus Internat und Schule nach sich.

Das alles konnte natürlich sexuelle Regungen nicht unterbinden. Im Gegenteil: Es heizte Interesse und Neugierde an diesem Übertabu mächtig an.

Und selbstverständlich gab es, wie in jeder reinen Männerwelt starke homoerotische Strömungen. In keinem Fall steckte in meiner sechsjährigen Erfahrung eine echte Homosexualität dahinter. Die

Sehnsucht, zu lieben und geliebt zu werden, nach Zärtlichkeit und Trost, nach Vertrauen und Geborgenheit war gezwungen, sich ein männliches Objekt zu suchen. Weibliche standen ja nicht zur Verfügung.

Die homophilen Annäherungen der Patres an uns kleine Jungen war schon weniger unschuldig. Das reichte von hochnotpeinlichen Befragungen zu den kleinsten Details von „Unschamhaftigkeiten“ in der Beichte, über die Aufforderung zu Küssen und Kuscheleien, bis hin zu handfesten sadistisch-sexuellen Übergriffen.

Ich will mich mit einem Beispiel begnügen: Ein Präfekt, Pater R.Sch., ließ einen auf sein Zimmer kommen, vorgeblich zur Bestrafung irgendwelcher kleinen Unbotmäßigkeiten. Dort mußte man den Unterleib entblößen und sich bäuchlings auf sein Bett legen. Dann tätschelte er einem das Gesäß, um unvermittelt mit einem Kleiderbügel mit voller Kraft zuzuschlagen. Der jähe Schmerz wurde durch erneutes Tätscheln gelindert, verbunden mit der begütigenden Bitte, an die heiligen Märtyrer zu denken, die solchen Schmerz um des lieben Herrn Jesus willen auch hätten aushalten müssen. Es folgte der nächste Hieb.

Stellte sich bei dieser Prozedur eine unwillkürliche Erektion ein, was leicht geschehen konnte, zog dies gespielte Empörung mit weiteren Schlägen nach sich.

Nicht alle von uns hatten solche oder ähnliche Behandlungen über sich ergehen zu lassen. Es waren vor allem die weichen, sensiblen Kinder, nicht so sehr die selbstbewußten sportlichen Draufgänger. Aber alle wußten davon. Es war allgemeiner Gesprächsstoff, wenn auch im Flüsterton. Und selbstverständlich war uns klar, daß man darüber nie mit anderen Patres oder seinen Eltern reden konnte. Wir wären es gewesen, die verdorben waren, uns hätte man dafür streng bestraft. Uns hätte man zur Rechenschaft gezogen, wie wir zu solch ungeheuerlichen Unterstellungen kämen.

Den etwas helleren Köpfen von uns war sehr bald in kindlichem Verständnis klar, daß die Tabuisierung und Verteufelung der Sexualität als die schlimmste aller Gelegenheiten zur Sünde vor allem der Abfuhr und der Abwehr eigener sexuellen Impulse der hohen Geistlichkeit diene. Verständlich, handelte es sich in der Mehrzahl doch um kräftige, körperlich gesunde, junge Männer. Bewußt wurde mir das Prinzip viele Jahre später bei der Lektüre von Alice Miller, „Du sollst nicht merken“.

Und das Tabu funktionierte perfekt. Zwar wurde immer mal wieder ein Schüler wegen Masturbation geräuschvoll geschäft, sollte das doch als Menetekel dienen. Nie ist jedoch bekannt geworden, daß einem Pater eine Sanktion widerfahren wäre.

Was ich bei der Aufnahmeprüfung schon geahnt hatte, verdichtete sich sehr bald zur Gewißheit: Ich war mutterseelenalleine auf mich selbst gestellt.

Um das beschriebene Tabu und den übrigen Verhaltenskodex, den wir bald kennenlernen sollten, durchzusetzen, gab es ein ausgeklügeltes hierarchisches System. In gewisser Weise bin ich den Jesuiten dankbar: Ich habe sehr anschaulich gelernt, wie totalitäre Systeme funktionieren. Nicht umsonst hat Lenin den Jesuitenorden als sein großes Vorbild bezeichnet.

Auf der untersten Stufe rangierten die „Ältesten“. Älteste, man sollte sie wohl korrekt Kapos nennen, gab es für jeden Lebensbereich, Tischälteste, Schlafsaalälteste, Abteilungsälteste. Sie waren beauftragt, ihre Mitschüler bei vermeintlichem oder tatsächlichem Fehlverhalten zurechtzuweisen, und waren berechtigt, ihren Weisungen durch Schläge Nachdruck zu verleihen. Außerdem waren sie gehalten, unbotmäßiges Betragen den Präfekten anzuzeigen. So herrschte ein Spitzelsystem des Mißtrauens und der Überwachung, was den Aufbau unerwünschter Freundschaften beträchtlich erschwerte.

Die Präfekten waren die unmittelbaren Vorgesetzten der Abteilungen. Das Internat hatte fünf Abteilungen, die ab Quinta jeweils zwei Jahrgangsstufen umfassten. In der fünften Abteilung waren nur die Sextaner, etwa 50 an der Zahl. Jeder Abteilung standen zwei Präfekten vor, ein Oberpräfekt und ein Unterpräfekt. Das waren junge Männer Mitte 20, angehende Geistliche in der sogenannten Interstiz.

Zum Verständnis: Nach dem Abitur machen junge Männer, die Jesuitenpatres werden wollen, zunächst ein zweijähriges Noviziat. Daran schließt sich ein dreijähriges Philosophiestudium an. Es folgt die Interstiz, in der sie sich in einer praktischen Tätigkeit bewähren sollen. Wie lange die Interstiz dauert, entscheiden im Einzelfall die Ordensoberen, die die Kandidaten dann zum eigentlichen Theologiestudium zulassen.

Einige der Präfekten hatten noch in der „großdeutschen“ Wehrmacht gedient, und so nimmt es nicht Wunder, wenn ihre

Vorstellungen von Erziehung eher an militärischem Drill als an moderner Pädagogik oder gar christlicher Nächstenliebe orientiert war.

Der Oberpräfekt der fünften Abteilung war ein hagerer Mann mit schwarzem Haar und starkem Bartwuchs, über dessen schwarschattiges Gesicht niemals auch nur die Andeutung eines Lächelns huschte. Pater J. exekutierte mit emotionsloser Strenge seinen Dienst. Immerhin wußte man bei ihm immer, woran man war, und mußte sich nicht auf unliebsame Überraschungen gefaßt machen. Ein kurzes Reden, wo es nicht erlaubt war, Schlampigkeit bei den Hausaufgaben etwa bedeutete, drei Seiten unregelmäßige Verben abschreiben, aus der großformatigen, kleingedruckten lateinischen Grammatik. Bei nicht korrekter Ausführung, z.B. wenn einem das Malheur eines Tintenkleckses passierte, und das passierte bei den damaligen Füllern schnell, das gleiche noch mal von vorne. Das konnte leicht ein bis zwei Stunden in Anspruch nehmen und so den letzten Rest der ohnehin karg bemessenen Zeit, die man für sich persönlich hatte, völlig auffressen.

Der Unterpräfekt war ein kleiner, untersetzter Mann, mit einem feisten Gesicht, aus dem ein paar hellblaue Schweinsäuglein blitzten, unter weißblondem Haar und fast ohne Bartwuchs, wie man es bei hellblonden, korpulenten Männern oft findet. Pater Sch. lächelte oft, sein Gehabe schien Jovialität auszudrücken. Aber bei ihm wußte man nie, woran man war, sein Lächeln war gefährlich. Lächelnd konnte er einem mit seinen Wurstfingern unvermittelt ins Gesicht greifen, fest und schmerzhaft in die Wangen kneifen, die Ohren zusammendrücken und verdrehen, „Kopfnüsse verpassen“, das war ein heftiges, streifendes Schlagen mit den Knöcheln auf den Kopf. Einfach nur so, zum Spaß. Er war auch derjenige, der einigen Mitschülern die durchaus unfreiwillige Ehre des Martyriums mittels Kleiderbügel widerfahren ließ.

Das übelste Exemplar der Spezies Präfekt war ein pockennarbiger Lulatsch mit bösen, kleinen Augen, schütterten roten Haaren und schmalen, stets verkniffenen Lippen, den wir in der vierten Abteilung, also als Quintaner, als Oberpräfekt bekamen. Neben diversen Prügelvarianten hatte er eine Spezialtechnik, das „Schlauchen“. Dazu drückte er einem die ausgestreckten Zeigefinger in die Weichteile des Unterkiefers und schob einen so an der Wand hoch. Es war verboten, sich durch Festhalten an seinen Unterarmen Erleichterung von den äußerst intensiven Schmerzen zu verschaffen. Das bedeutete die Gefahr, daß die Prozedur durch ein paar schallende Ohrfeigen beendet wurde. Die Ohrfeigen waren von

der Qualität, daß einmal ein Mitschüler ein geplatzttes Trommelfell davon trug.

Ich hatte mit ihm eine Begegnung der besonderen Art. Es ging auf die Pfingstferien zu, und so ritt mich eines abends der Teufel, meine Mitschüler im Schlafsaal durch dumme Kindersprüche der Marke „Pater Dreikäsehoch“ zu unterhalten. Lachsalven. Licht an. Knickenberg raus. Da rein. Langes, banges Warten im neonhellen Waschraum. Nach geraumer Zeit erschien Pater R. mit einer veritablen Dachlatte in der Hand, wie sie der nachmalige hessische Ministerpräsident Holger Börner zur Austragung politischer Meinungsverschiedenheiten mit Demonstranten empfahl.

„Du kriegst drei Schläge, wenn du dich wehrst, kriegst du mehr. Hose runter! Bücken!“ Und dann holte er mit beiden Händen hinter dem Kopf aus, so wie man eine Axt zum Bäumefällen schwingt. Bei jedem Schlag brach der obere Teil des Holzes ab. Auf meinem elfjährigen Hintern, der war ja auch nicht sehr weich. Den Rest der Dachlatte, der nach drei Hieben übrig blieb, feuerte Pater R. wütend in eine Ecke. „Du kannst gehen.“

Eine Woche später kam ich nach Hause. Die ausgeprägten Blutergüsse hatten das blau-rote, livide Stadium verlassen und begannen sich gelb-grün zu verfärben. Meine Mutter fand diese Art von Erziehungsmaßnahmen wohl auch etwas übertrieben, aber sie unternahm nichts. Tröstete mich auch nicht; schließlich hatte ich die Strafe ja durch das besonders verwerfliche Vergehen des Schwätzens im Schlafsaal verwirkt.

Nach Ablauf der Ferien wurde ich wieder ins Internat zurück geschickt, als sei nichts gewesen. Immerhin: Schon mit 11 Jahren wurde mir im wahrsten Sinne des Wortes schlagartig klar, daß etwas mit der Institution Katholische Kirche nicht stimmen könne.

Unter den Präfekten gab es eine bemerkenswerte Ausnahme, Pater Sz., der sich später seines unaussprechlichen ungarischen Namens wegen in Pater L. umbenannte. Ein hünenhafter Ungar mit markantem, kantig geschnittenen Gesicht und einem offenen, freundlichen Blick. Bei ihm genügte ein kehliges: „Komm, laß das mal bleiben!“, um die gleiche Disziplin herzustellen, für die die anderen ihre haßerfüllten Hau-drauf-Methoden glaubten anwenden zu müssen. Er mochte uns, und wir mochten ihn. Er war ein Bild von einem Mann, und viele Frauen werden wohl insgeheim geseufzt haben, daß der Zölibat ihn ihrer Welt entzog. Auch meine

Mutter korrespondierte mit ihm, sie hatte schon immer ein Faible für Priester.

Über die Ober und Unterpräfekten herrschte der Generalpräfekt, Pater B., ein spilleriges Männlein mit kleinem Kopf, wässerigen Augen und einem Heinrich Himmler-Haarschnitt. Nicht selten so stark alkoholisiert, daß wir es merkten. Ihm lag die Sexualität besonders am Herzen. Oder woanders. Die mit näselnder Stimme vorgetragene Aufforderung: „Du kommst nachher mal zu mir ins Bienenhaus!“ - er war Hobby-Imker - war gefürchtet. Wußte man doch, daß dann eine Lektion Sexualaufklärung anstand, ein hochnotpeinliches, klebriges Unterfangen. Man mußte höllisch aufpassen, so zu tun, als wisse man noch nicht, wozu das männliche Genitale im Stande sei, und kräftig heucheln, die „Geheimnisse des Lebens“ mit tiefer Ergriffenheit und Ehrfurcht zur Kenntnis zu nehmen und mit niemandem sonst darüber zu sprechen. Sonst war man auf dem Kieker. Neben der Bienenzucht hatte Pater B. nämlich ein zweites Hobby, das Ertappen von „Selbstbefleckern“ auf frischer Tat. Dazu schlich er nachts durch die Schlafsäle. Böse Zungen behaupteten, eigens zu diesem Zweck habe er ein paar Schuhe mit besonders weichen, geräuscharmen Sohlen. Tatsache war, daß er im Ärmel seines Talars einen Rohrstock mit sich führte.

Die Schlafsaaletür öffnete sich für einen kurzen Augenblick einen Spalt breit, und ein schwarzer Schatten glitt lautlos herein. Das bekam man natürlich nicht immer mit. So geschah es mir eines Nachts, als ich mir noch etwas aus meinem Nachtschränkchen holen wollte - es war verboten, nach dem Löschen des Lichts das Bett zu verlassen -, daß mich wie aus dem Nichts eine flache Hand klatschend mit voller Wucht ins Gesicht traf. Es war weniger der Schmerz als der Schreck, der mich die Kontrolle über meine Blase verlieren ließ.

Ich weiß nicht, ob es Dämlichkeit oder Perfidie war, die Pater B. veranlaßte, eines Sonntags über das Buch zu predigen „Peter legt die Latte höher“. Vielleicht war es auch das, was man eine Fehlleistung nennt. Jedenfalls stellte es die Beherrschung unserer Lachmuskeln auf eine harte Probe. Und das in Gottes Haus!

Über allen thronte der Rektor, Pater St., ein graumeliertes, falscher Frömmel. Aus der frühen Zeit ist mir nur eine persönliche Begegnung in Erinnerung: Ich wurde zu einem Verhör einbestellt, um einen Klassenkameraden zu denunzieren, der schmutzige Witze erzähle. Dieser Klassenkamerad war Externer, insofern war nicht der Generalpräfekt, sondern der Rektor höchstpersönlich zuständig.

Er meinte jedenfalls offensichtlich, sich dieser schwärenden Wunde höchstpersönlich annehmen zu müssen und er ließ mich nicht ziehen, bevor ich ihm möglichst alle Zoten in allen Details erzählt hatte, die ich wußte.

Ansonsten war er ein Mann, dem man aus dem Weg ging, so gut man konnte. Hinterfotzig halt. Eine besondere Hinterhältigkeit, die öffentliche Bloßstellung des sozialen Status meiner Familie vor allen Mitschülern - wir waren nach dem Tod meines Vaters arme Leute geworden - leitete Jahre später das Ende meiner Internatszeit ein. Diese Kränkung saß zu tief. Denn wie heute wieder spielten schicke Klamotten und Accessoires eine wichtige Rolle in der sozialen Hackordnung. Für die hatten wir kein Geld.

Die Schule, die wir gemeinsam mit externen Schülern aus der Umgebung besuchten, war wohl so wie alle Eliteschulen dieser Zeit. Es gab tüchtige Lehrer, freundliche und beliebte Lehrer, vor allem unter den sogenannten weltlichen Lehrern, die also nicht dem Orden angehörten, sondern von ihm angestellt waren, und gefürchtete Lehrer, die über eine bemerkenswerte Phantasie bei Strafkaktionen geboten, oder die ganz einfach kalt und abweisend waren.

Es mag dahingestellt sein, ob Begebenheiten wie die folgende damals noch in den Bereich des Normalen gehörten: Ein Mitschüler hatte sich bei der Lösung einer mathematischen Aufgabe an der Tafel sehr dusselig angestellt. Das brachte den Mathematiklehrer M. dermaßen in Zorn, daß er den Schüler vor der ganzen Klasse mit beiden Fäusten zusammenschlug, bis dieser in einer Ecke des Podiums zusammensackte, das Gesicht in die Ecke gekehrt, die Hände und Arme schützend über den Kopf erhoben, um den Fausthieben auf den Kopf zu entkommen. Darauf trat Herr M. mehrfach mit voller Wucht auf das am Boden liegende, wimmernde Bündel ein. Ich erinnere mich, daß mir vom Zuschauen speiübel wurde. Da ich in der ersten Reihe saß, kreuzten sich unsere Blicke, als er schließlich von dem Schüler abließ. Er ordnete sein wirr gewordenes Haar und schenkte mir ein feixendes, verlegenes Grinsen. Diese Vorstellung blieb selbstverständlich ohne Folgen für den Lehrer. Mutmaßlich hat die Schulleitung nie davon erfahren.

Alle Tage im Internat liefen nach immer demselben, festen Schema ab:

6.15 Uhr. Aufstehen. Tür auf, Licht an, ein militärisches „Guten Morgen“. Katzenwäsche im Waschsaal. Warmes Wasser und Duschen gab es nicht. Auf Sauberkeit, Hygiene und Körperpflege wurde kein besonderer Wert gelegt.

6.45 Uhr. Frühstudium. Silentium selbstverständlich. Antreten in Zweierreihen. Alle Ortswechsel wurden in Zweierreihen vollzogen.

7.00 Uhr. Messe. Werktags ohne Predigt. Sonntags mit, um 8.00 Uhr. Aber immer mit Beichtgelegenheit. Denn wenn man sich selbst befleckt hatte - merkwürdiger Ausdruck, vor der Pubertät war es mit den Flecken ja noch garnicht soweit her - durfte man den Gott nicht essen. Das sollte man aber möglichst oft tun. Es fiel auf, wenn man das nicht tat. Das ließ darauf schließen, daß man „Hand an sich gelegt“ hatte. Sonntagsmesse zu schwänzen ging ja bestenfalls in den Ferien, Morden und Stehlen gehörte nicht zu unseren häufigen Tätigkeiten, und andere „Todsünden“, die dem Verzehr Gottes im Wege gestanden hätten, waren uns zu der Zeit noch nicht geläufig. Also mußte man wohl...

7.30 Uhr. Frühstück. Erst wenn der Oberpräfekt „Deo gratias“ (Gott sei Dank) gesagt hatte, durften wir uns unterhalten. Wir empfanden das also eher als gottseidank. Überhaupt war Sprechen im Gebäude grundsätzlich verboten, und nur, wenn es durch „Deo gratias“ ausdrücklich erlaubt wurde, durften wir miteinander sprechen. Ein Verstoß gegen diese Regel, und das war natürlich mit Abstand der häufigste Verstoß gegen das komplizierte Regelwerk, zog die schon näher beschriebenen Bußen nach sich. Waren wir unruhig, wurden auch gerne Kollektivstrafen verhängt. Dann gab es kein „Deo gratias“, und die Mahlzeit mußte stumm verlaufen.

8.00 Schulbeginn. In den Pausen wurden für die Internatsschüler in einem großen Blechkasten Pausenbrote auf den Hof gestellt. Das waren zwei tätschige Scheiben Rosinenblatz mit einer undefinierbaren Mehrfruchtarmelade dazwischen. Unerfindlicherweise fanden einige Externe dies gelegentlich schmackhaft, und dann konnte man im Tausch mit ihnen köstliche Stullen aus Grau- oder Vollkornbrot mit Schinken, Wurst oder Käse einhandeln. Einige externe Mitschüler deckten sich zu Hause vorsorglich mit einer größeren Anzahl zu Hause geschmierter Pausenbrote ein, um uns Internatsschüler damit zu versorgen, teils, weil sie einfach ein mitleidiges und freundliches Naturell hatten, teils, weil sie sich des sozialen Wertzuwachses, den sie dadurch erfuhren, wohl bewußt waren. So wuchsen kleine Gönner heran.

13.30 Mittagessen. Zu Beginn des Mittagessens wurden durch die Präfekten die in den Klassenarbeiten erzielten Noten abgefragt. Man hatte sie durch lauten Zuruf bekannt zu geben, mit Stolz oder Scham - jenachdem. Dann entschieden die Präfekten, ob „Deo gratias“ gegeben oder vorgelesen wurde. Wenn irgendwelche besonderen Zeiten im Kirchenjahr der Katholischen Kirche waren, z. B. Fasten- oder Adventszeit, gab es nie „Deo gratias“, sondern es wurde immer aus erbaulicher, religiöser Literatur vorgelesen.

Das Essen selbst war grauenhaft. Man konnte in der Nachkriegszeit gewiß keine aufwendige Küche erwarten, aber die absolute Acht- und Lieblosigkeit beim Zusammenkochen der Pampe wäre auch nicht notwendig gewesen. Es gab z.B. einen aus Brotresten, Haferflocken und Milch zubereiteten Matsch, den ich nur gegen einen heftigen Brechreiz hinunter zu würgen in der Lage war. Der Trick bestand dann darin zu warten, bis der durch die Reihen patrouillierende Präfekt einen gerade passiert hatte, um dann blitzschnell mit der Schöpfkelle den Teller zu verschmieren, so als habe man bereits aufgegessen.

Das ging nicht immer gut. Denn natürlich wollten in diesem kurzen, wertvollen Augenblick alle den Schöpflöffel haben - bis auf die geschmacklich Unempfindlichen und die Schleimer, die in der Lage waren, diesen Schleim zu essen. Beim großen Rest entwickelte sich eine beachtliche Solidarität bei der schnellen Weitergabe der Suppenkelle.

Hatte man Pech und wurde erwischt, dann ließ es sich vor allem der Generalpräfekt nicht nehmen, einem persönlich eine besonders große Portion in den Teller zu schöpfen und neben einem stehen zu bleiben, bis man den letzten Löffel, Brechreiz hin oder her, runtergewürgt hatte.

Wie so oft im Leben - wat demm einen sing Uhl, is demm anderen sing Nachtijall - war es günstig, wenn dieses Schicksal einen anderen an einem möglichst weit entfernten Tisch traf. Dann war der Präfekt abgelenkt, und man konnte in Ruhe sechs leergeessene Teller produzieren.

Das Essen wurde von sehr einfachen Hilfskräften aufgetragen, von uns herablassend „Prengel“ genannt. Die Ethymologie dieses Wortes ist mir unbekannt. Die Herablassung wurde uns nicht verwiesen - im Gegenteil; eine Unterhaltung mit diesen schlichten, aber oft freundlichen Gemütern war unerwünscht.

Ad majora natus sum (Ich bin zu etwas Höherem geboren.), so stand es schließlich auf den Medaillen, die uns für gute geistige und sportliche Leistungen verliehen wurden und deren Rückseite das Konterfei unseres Namenspatrons Aloisius zierte, jenes „engelsgleichen Jünglings“, der es geschafft hatte, umgeben von „Natterngezücht“ im Lotterleben des Hofes zu Gonzaga keusch zu bleiben und so die Ehre der Altäre zu erklimmen.

Was man unter „Höherem“ verstand, war im Kollegsheft nachzulesen, das zum Teil aus Anzeigen finanziert wurde, die Eltern dort aufgaben, die ein Unternehmen besaßen oder leiteten. War da z.B. eine Anzeige der „Eisenhandlung Hans Schmitz“ plaziert, dann stand unter der Anzeige „Vater von (notabene: „Vater von“ nicht „Eltern von“) Karl Schmitz, O III B. Auf diese einfache Weise lies sich das soziale Gefüge von uns Zöglingen transparent machen. Vater unser, der Du stehst in der Anzeige... Das war das Einzige, was sogar meine Mutter empörte.

Ich schweife ab.

14.00 Uhr Pflichtsport. Meist Schlagball. Für's Fußballspielen seien wir noch zu klein und schwach. Das hätte ja auch - horribile dictu - Spaß machen können. Ich habe Schlagball gehaßt. Erstens war es sterbenslangweilig und zweitens tat es sauweh, wenn man den steinharten Lederball mit groben hervorstehenden Nähten an den Kopf bekam. Das sollte man durch schnellen Lauf ja auch vermeiden.

14.45 Uhr. Strenges Studium. Verschwitzt vom Sport saßen wir ohne vorherige Waschgelegenheit im Studiersaal. Strenges Studium bedeutete, daß man alle Arbeitsmaterialien, die man in der nächsten Dreiviertelstunde benötigen würde, vor sich auf dem Pult haben mußte. Danach durfte man das Pult nicht mehr öffnen, nichts mehr aus der Schultasche holen. Auch ein leerer Füller oder ein abgebrochener Bleistift gestatteten keine Ausnahme. Pech gehabt! Man durfte sich auch keine Jacke überziehen, wenn man nach dem Schwitzen beim Sport jetzt zu frösteln begann. Man durfte seinen Platz um keinen Preis verlassen, nicht einmal zum Toilettengang. Es kam vor, daß sich nach Ende des strengen Studiums unter einem Pult eine kleine Pfütze gebildet hatte.

15.30 Uhr. Kaffeetrinken. Brot mit Rübenkraut. Sonntags Apfelkraut. Dazu Muckefuck, von uns, politisch absolut inkorrekt,

Negerschweiß geheißen. Wenn keine Bußzeiten oder Straffaktionen anstanden, regelmäßig „Deo gratias“.

16.00 Uhr. Freizeit. Das hieß im Klartext Hofgang auf dem oberen und unteren Schulhof, kahlen, steinigen, staubigen Ödflächen. Den schönen Park, der sich an das Internatsgebäude anschloß und der zum umzäunten Anwesen des Kollegs gehörte, durften wir in jungen Jahren nicht betreten. Wenn die Präfekten das Gefühl hatten, wir lungerten rum - und was sollte man dort sonst auch tun - wurde Pflichtsport angesetzt.

16.45 Uhr. Lockeres Studium. Das bedeutete, hier durfte man jederzeit an seine Sachen in Pult und Aktentasche dran und nach Abmeldung auch austreten. Wenn man mit den Hausaufgaben fertig war, mußte man sie dem Präfekten vorlegen und wurde abgefragt. Der Gutbefund war ziemlich willkürlich. Ich erinnere mich bis heute daran, daß ich alle Hausaufgaben noch einmal machen mußte, nicht weil sie fehlerhaft gewesen wären, sondern nur, weil ich für den Geschmack des Präfekten zu schnell mit ihnen fertig geworden war. Mängel in den schriftlichen und mündlichen Hausaufgaben wurden auch gerne mit dem schon erwähnten Drei-Seiten-UVs-Abschreiben geahndet. Manche Präfekten sahen es nicht gerne, daß man das tat, was erlaubt war, nachdem man seine Hausaufgaben erledigt hatte: an seinen Platz zurückkehren und sich mit persönlichen Dingen beschäftigen, ein Buch lesen, einen Brief schreiben oder etwas basteln. Den Raum zu verlassen, gemeinsam mit einem Mitschüler etwas tun oder sich zu unterhalten, war ohnehin nicht erlaubt.

18.30 Uhr. Abendessen. An fünf Tagen in der Woche Apfelmus, meist in Gärung übergegangen. Dazu in Öl Ausgebackenes, sehr fett, „Berliner“, „Nonnenfürze“, „Patresgedärme“. Getränke gab es nur zu Brotmahlzeiten, sonst nicht. Wechselweise „Deo gratias“ oder Vorlesen, siehe oben.

19.00 Hofgang, siehe oben.

19.15 Gemeinschaftsveranstaltung. Gerne wurde martialisches deutsches Liedgut eingeübt, so des Kalibers „Wir lassen alles in der Tiefe liegen, bringen nur uns selbst hinauf zum Licht. Wir wollen in den klaren Höhen siegen, einen Weg nach unten gibt es nicht.“ Merkwürdig! Dieser Ungeist war doch erst wenige Jahre vorbei. Und er war doch auch den Jesuiten nicht sehr gut bekommen.

Warum der Spielsaal, in dem diese Gemeinschaftsveranstaltungen abgehalten wurden, Spielsaal hieß, war nicht recht verständlich. Spielen durften wir nie, wenn man darunter nicht Kampf- und Sportspiele versteht. Auch mit der voluminösen Spielzeugeisenbahn nicht, die mein Bankdirektor-Onkel Eduard nach dem Tode seines Sohnes dem Kolleg vermacht und mir damit erst den Zugang zu dieser Eliteschule ermöglicht hatte. Sie war eine Zeitlang aufgebaut, dann wurde sie abgebaut und nie wieder aufgebaut, weil man den Platz für die Gemeinschaftsaktivitäten brauchte. Ich entsinne mich nicht, sie jemals in Betrieb gesehen zu haben.

Ich entsinne mich hingegen sehr gut eines Kampfspiels im Wald, bei dem ich durch eine List erfolgreich war. Die Partei mit den roten Wollfäden um den Arm mußte das Lager der Partei mit den blauen Wollfäden um den Arm erobern oder umgekehrt. War einer ins feindliche Lager eingedrungen, hatte seine Partei gewonnen. Ich schlich mich als einsamer Partisan ans feindliche Lager an, täuschte die Lagerbewacher durch wildgestikulierendes Warnen vor dem Gegner, verwirrte sie so, und schwups war ich mit einem plötzlichen Spurt ins feindliche Lager eingedrungen. Meine Partei hatte gewonnen. Lange Gesichter beim besiegten Gegner.

Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Pater R., der prügelnde Pockennarbige, ließ den Sieg nicht gelten. Ein richtiger Sieg hatte durch Raufen errungen zu werden. Stattdessen erniedrigte er mich vor allen wegen meines unehrlichen Charakters, weil ich zu einer List gegriffen habe. Dabei war die Aktion gar nicht feige, lief ich doch Gefahr, von einer wütenden Übermacht im gegnerischen Lager verdroschen zu werden. Solche Ungerechtigkeiten in der Kindheit bleiben einem ein Leben lang im Gedächtnis.

20.30 Bettgang. Erneute Katzenwäsche. Manchmal kam die Sanitätsschwester, um uns in die Ohren zu gucken oder sonstige Verwahrlosungs- und Krankheitszeichen zu erforschen. Als ich sie einmal bat, mir die Fingernägel meiner rechten Hand zu schneiden, weil ich mit der Linken noch zu ungeschickt dafür war, tat sie das zwar, ließ mich aber ihre schnaubende Verachtung spüren. Sie hatte die weibliche Wärme einer Wachsfigur. So sah sie ja auch aus.

Licht aus. Über die Heimeligkeit des Schlafsaals habe ich ja schon berichtet. Nie habe ich in meinem ganzen Leben wieder so gefroren wie in den ersten beiden Jahren meiner Internatszeit - innerlich wie äußerlich.

Fazit: Sechs wichtige Jahre meines Lebens lang, von 10 bis 16 Jahren, waren meine bestimmenden Grundgefühle Angst, Furcht und Schrecken. Und Pfaffen waren es nicht, die mir aus diesen Grundgefühlen wieder heraus geholfen haben.

Es ist merkwürdig, je älter ich werde, umso plastischer stehen mir diese Ereignisse vor Augen. Ein Alptraum kehrt immer wieder, manchmal mehrmals die Woche: Die Oberstufe und das Abitur habe ich an einem städtischen Gymnasium in Köln absolviert. Im Traum muß ich die Oberstufe und das Abitur im Aloisiuskolleg wiederholen. Ein Abitur an einer „weltlichen“ Schule zählt nicht. Ich bin dann völlig verzweifelt, daß ich mich trotz eines erfolgreichen Berufslebens, trotz eines angenehmen Ruhestandes noch einmal für drei Jahre in die oben geschilderte Situationen begeben muß. Darüber werde ich wach, schweißgebadet, dann sehr glücklich.

PS: Diesen Bericht habe ich im Jahre 1999 geschrieben, also 11 Jahre vor der sogenannten Missbrauchsdebatte. Damals interessierte das noch keinen. Seit ich mit diesen Erlebnissen an die Öffentlichkeit getreten bin - ich habe unter anderem dem Fernsehen ein Interview gegeben, das sich auch auf dieser Website findet, sonst auf youtube unter „Die Katholische Kirche und der Missbrauch der Moral - ist der Traum nicht mehr wiedergekommen.

Copyright by Robert Knickenberg, Frankfurt 2010